

Predigt zum 13. Sonntag i. J. (C), 26.06.22

Gal 5, 1.13 - 18; Lk 9, 51 - 62

Liebe Schwestern und Brüder,

muss man in der Nachfolge Christi zwangsläufig das Leben eines Nomaden führen? Muss man auch noch die edelsten gesellschaftlichen Gepflogenheiten missachten, um das wirklich konsequent zu tun? Muss man schließlich alle familiären Bindungen kappen, um wirkungsvoll für „die Sache Jesu“ arbeiten zu können? Die drei kurzen Episoden, die wir zuletzt hörten, scheinen das nahelegen. Ich bitte Sie, mich nicht für feige zu halten, wenn ich diese Fragen - die wahrscheinlich schon oft so gestellt wurden - zumindest nicht frontal angehe. Ich möchte zunächst einen anderen Blickwinkel wählen. Er ergibt sich aus der Erzählung des Evangelisten Lukas selbst.

Den drei Begegnungen auf dem Weg, die jeweils mit einem dieser radikalen Worte Jesu abschließen, geht eine Episode voraus, in der Jakobus und Johannes, die „Donnersöhne“, mal wieder eine besondere, wenn auch kurze Rolle spielen. Sie sind mit Jesus auf dem Weg nach Jerusalem und müssen dabei das Gebiet von Samaria passieren. Ich denke, Sie wissen bereits – auch aus anderen biblischen Episoden -, dass Juden und Samariter normalerweise in keinem guten Verhältnis zueinander stehen. Der zentrale Streitpunkt zwischen beiden ist religiös-politischer Natur. Im Gegensatz zu den Juden ist für die Samariter Jerusalem nicht der hervorragende Ort der Gegenwart Gottes und entsprechend auch der Gottesverehrung. Jesus und seine Jünger sind aber offensichtlich als Pilger dorthin unterwegs; das empfiehlt sie nicht gerade als Gäste. Wir können die Situation vielleicht mit der von deutschen Rompilgern vor ein paar hundert Jahren vergleichen, die in der Schweiz streng protestantisches Gebiet durchqueren mussten. Als man der Gruppe um Jesus nun also ein Quartier verweigert, zeigen die Zebedäussöhne eine eigenartige Reaktion. Sie fragen Jesus: „Herr, sollen wir befehlen, dass Feuer vom Himmel fällt und sie vernichtet?“ Wir hören natürlich schnell heraus: Die beiden aufbrausenden Jungs sind stinksauer. Über alle ideologischen Grenzen hinweg hätte man doch wenigstens mit der allgemein üblichen Gastfreundschaft rechnen dürfen. Sie ist für die Funktion der Gesellschaft wichtig und gilt allgemein zunächst einmal allen Reisenden. Aber wie kommen die beiden Jünger auf die Idee mit dem Feuer? Unter den Wundertaten Jesu findet sich kein entsprechendes Beispiel; die letzte Aktion dieser Art war die Zerstörung von Sodom und Gomorra ganz am Anfang der Bibel und der Heilsgeschichte Israels, zur Zeit Abrahams, in ferner Vergangenheit also. Und folgt man dieser Erzählung, hatte sich jene Gegend durch abgrundtiefe Bosheit solche Strafe verdient. Die Jünger müssen sich also

zumindest den Vorwurf gefallen lassen, nun maßlos zu übertreiben, denn die Ungastlichkeit der Dorfbewohner ist dagegen wohl eher harmlos zu nennen.

Aber etwas anderes stimmt bedenklich. In Sodom hatten drei geheimnisvolle Männer, die nicht eindeutig entweder als Gottes Boten oder gar als Gott selbst auszumachen sind, die Strafe bewirkt. Für was also halten sich Jakobus und Johannes, dass sie diese Angelegenheit hier selbst übernehmen wollen? Aus ihrem Vorschlag spricht kaum zu überhörender Größenwahn. Irgendwie haben sie nicht nur den Eindruck bekommen: „Wenn man mit Jesus zusammen ist, ist alles möglich“, sondern auch: „...dann ist uns alles möglich.“ Ich denke mir, um dieses „alles“ dürfte es in der Zurechtweisung durch Jesus vor allem gegangen sein. Und vor diesem Hintergrund - Machtgefühl, Rachegefühle, Jesu Kritik - erleben die Jünger nach Lukas die folgenden kurzen Episoden. Ihnen werden sie als zusätzliche Korrektur, als Ergänzung und Ausdeutung der Ermahnungen Jesu ihnen gegenüber erschienen sein. Was kann das konkret bedeuten? Schauen wir uns die Episoden einzeln an: 1. Jesu Macht geht einher mit Ohnmacht und Heimatlosigkeit. Er ist durchaus dankbar für so manche Freunde, bei denen sie unterkommen können. Aber aus seiner Sendung ist kein Recht darauf abzuleiten. 2. Wenn sogar eine so vornehme Pflicht wie das Begräbnis der eigenen Eltern hinter dem Auftrag, sich um Gottes Reich zu sorgen, zurückstehen muss, wieviel mehr dann kleinliche Empfindlichkeiten und spontane Gefühlsaufwallungen. Die neugewonnene Freiheit der Kinder Gottes ist - wie auch Paulus betont - eine „Freiheit für“, eine Freiheit zur Liebe und nicht Beliebigkeit. Die wäre bloß neue Versklavung durch die eigenen Launen. 3. Schließlich der Blick zurück: Für die Jünger ist das im Moment nicht der auf die eigene Familie, sondern auf das Unrecht, das ihnen gerade widerfahren ist. Wer aber ständig mit Ressentiments, mit alten offenen Rechnungen herumläuft, nörgelnd die Wunden leckt, die ihm die böse Welt zugefügt hat, wird nicht den Boden bereiten können, damit in Zukunft etwas anderes - eben Gottes Reich - wächst.

Und wie können wir diese Episoden für uns übersetzen? Ein Versuch – zur 1.: Wenn wir als Christen in gesicherten Existenzen leben, wenn ich mein Gehalt aus Kirchensteuern beziehe, ist das erfreulich aber keine Selbstverständlichkeit. Zur 2.: Unsere persönlichen Wünsche und Vorlieben, Stimmungen und - manchmal recht verhärteten - Überzeugungen müssen zurückstehen hinter dem, was für das Reich Gottes notwendig ist. Zur 3.: Schließlich wird uns auch alles Jammern und Klagen, wie gut es „uns Christen“ und „der Kirche“ früher ging oder aber wie schlimm alles war, nur daran hindern, den guten Boden wahrzunehmen, der darauf wartet, von uns bestellt zu werden. Amen.